

44] Das entfesselte Schicksal.

Roman von Edouard Rod.

Jetzt sollte Mortara seine Meinung sagen. Nie hatte der brave Künstler vor einem Zuhörerkreis gesprochen, er fühlte sich sehr eingeschüchtert. Aber er dachte anders wie Durnant und Pillon und hätte es sehr peinlich empfunden, in einem so ernstern Prozeß einfach einen Zettel abzugeben, ohne vorher seine Meinung zu erklären. Dazu trieb ihn weniger seine Stellung als Obmann als das Gefühl menschlicher Solidarität und sozialer Pflicht. Seine Phantasie malte ihm in markigen Strichen die Qual des zugrunde gerichteten Unschuldigen, der durch die falsche Anschulldigung leiden mußte. Eine irreführende Justiz hegte ihn zu Tode, eine Justiz, deren entfesselten Kräften er machtlos wie einer Feuersbrunst, einer Lawine, einer Uberschwemmung gegenüberstand. Mit heißem Kopf, eiskalten Händen, erstarrter Stimme, konnte er kaum seiner Erregung Herr werden, und sagte in abgerissenen einfachen Worten, was in ihm vorging:

„Als ich hierher kam, mußte ich kein Wort von dem Prozeß . . . Ich lese wenig Zeitungen; so lange es hell ist, male ich . . . Und offen gestanden, war es mir nicht sehr angenehm, gestört zu werden. Aber ich habe mir kein Wort entgehen lassen. Ich habe die Augen offen gehalten und abends nach dem Essen dachte ich über das Gehörte nach. Und wirklich, ich bin überzeugt, daß Vermantes unschuldig ist . . . Es würde mir Mühe machen, Ihnen dafür eine Erklärung zu geben. Alles, was sich bei der Verhandlung abspielte, gab mir diesen Gedanken . . . Gegenwärtig bin ich so davon durchdrungen, daß ich nicht mehr ruhig schlafen könnte, wenn wir ihn verurteilen . . . Ich bin durchaus nicht nachsichtig . . . Wenn die Leute sagen, daß die Verbrecher nur Kranke sind, für ihre Verbrechen nicht verantwortlich und noch mehr solchen Unsinn, macht mir das keinen Eindruck! Nein, nein, man muß die, welche man ertappt, strafen und sie nicht loslassen, wenn man sie hat! Aber man muß sich um Gottes willen auch nicht irren! . . . Schneidet man Mördern den Kopf ab, bin ich sehr einverstanden; sie haben nur den Lohn, den sie verdienen . . . Aber die Unschuldigen soll man zufrieden lassen . . . O, ich sage nicht, daß dieser Vermantes absolut vornehm ist . . . Alle diese Spekulanten sind schmierige Kunden, wie man zu sagen pflegt, und es ist besser, arm wie eine Kirchenmaus zu sein, als auf diese Weise Geld zu verdienen! . . . Aber das ist eine andere Frage . . . Er hat schreckliches Pech gehabt, gar nichts anderes! Es ist ein Unglück, vor dem man bis ins innerste Mark erschauern muß, weil man weiß, daß es jedem passieren kann! . . . Donnerwetter! . . . Sie säubern Ihre Flinte und plaudern mit einem Freund oder putzen Ihren Revolver, während Sie mit Ihren Kindern spielen . . . Brä . . . Das kommt alle Tage vor . . . Solch ein Unfall liegt auch dem Prozeß Vermantes zugrunde. Der Prozeß Vermantes! . . . gutes Futter für die Zeitungen . . . Dieser arme Kerl glaubt nach dem Damhirsch zu schießen und trifft den General . . . Dazu war der General noch sein Vater . . . Ich habe mir Vermantes genau angesehen, als die alte Frau das alles ansprach . . . Er spielte nicht Komödie . . . Ich versichere Ihnen, daß man seine Seele vor sich sah.“

Condemine lächelte höhnisch, wie immer, wenn man „sinnloses Zeug“ vorbrachte.

„Ja, man sah seine Seele! . . . Sie wissen doch, was ich darunter verstehe! Ob es eine Seele gibt oder nicht, das weiß ich nicht, denn ich bin kein Theologe . . . Aber es gibt Dinge, die sich in dem Innern der Leute abspielen, und sich unseren Blicken klar zeigen, wie diese Tinte oder dieses Papierstück! . . . Nun, ich habe deutlich gesehen, daß dieser Unglückliche von all dem keine Ahnung hatte, und daß er überhaupt niemals an dieses Testament gedacht hatte, und daß er wirklich nach einem Damhirsch zu schießen glaubte! . . . Ich habe es gesehen, wie ich Sie neben mir sehe, Herr Condemine, und wie ich sehe, daß Sie nicht meiner Ansicht sind! . . . Und niemand hat mir das Gegenteil bewiesen, weder das Verhör des Präsidenten noch die Rede des Staatsanwalts, — Ich vertraue eben meinen Augen! Es ist nun

mal nicht anders! . . . Wenn Sie mir etwas zeigen und ich es gut gesehen habe, sage ich: So ist und so ist es! . . . Deshalb möchte ich, daß wir Vermantes freisprechen . . . Ob er gut oder schlecht ist, rechtschaffen oder unredlich, das weiß ich nicht, und das geht uns nichts an . . . Man fragt uns: hat er absichtlich den General getötet? Ich glaube es nicht und deshalb antwortete ich mit „nein“!

Durnant, Conthey, Pillon, Buthier stimmten durch Gesten und Worte zu:

„Gut so, sehr gut . . .“

Mary blieb undurchdringlich, Klösterli brummig und der Oberst finstler. Mit wahrer Herzensangst sagte sich Mortara: „Wir sind nur fünf!“

„Das ist ein wahres Plädoyer“, meinte Condemine in gekniffenem Ton, „aber was Ihre Argumente betrifft, gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen, sie beruhen alle auf der Gefühlsbasis. Man könnte sie für die meisten Mörder anwenden, die der famosen Regel folgen: „Nie gestehen“ — ein Beweis, daß sie immer gut ist.“

„Die verbürgte Straflosigkeit“, murmelte Mijour.

„Sie haben ausgezeichnete Augen, Ihre schönen Bilder beweisen es. Die Augen sind ein herrliches Organ, aber sie genügen nicht immer. Es gibt Dinge, die ihnen entgehen.“

„Sehr selten“, meinte Mortara.

„Und da die Augen anständig denkender Menschen das Labyrinth verbrecherischer Seelen nicht durchschauen, denn es gibt Seelen . . . Wir wollen uns lieber an Tatsachen halten, das ist meine Methode und ich halte sie für gut. Tatsachen sind eben Tatsachen, was man auch dagegen sagt! . . . In unserem Prozeß . . . er gehört uns ein wenig, nicht wahr? . . . sind eben mehrere, bei denen es schwer ist, sie festzustellen. Wir wollen noch einmal zurückgehen: Primo: der General ist durch eine Kugel getötet worden, die ihn mitten ins Herz traf. Sekundo: Vermantes hatte diese Kugel abgeschossen. Tertio: derselbe Vermantes ist derjenige, dem der Getötete sein ganzes Vermögen vermachte hat, und Quarto: er befand sich gerade in den größten pekuniären Schwierigkeiten! . . . Wollen Sie erklären, daß hier nur ein einfacher Zufall bei diesem merkwürdigen Zusammentreffen gewaltet hat? . . . O, wir können nicht mit unseren Augen erkennen, ob Vermantes schuldig ist, ich gebe es zu. Aber ist das Gehirn nicht auch ein Organ? . . . Und meines arbeitet sehr klar!“

Mijour, Souzier, Klösterli, Mouchebise verpflichteten ihn bei. Mary rührte sich nicht. Der Oberst hustelte.

Mijour sagte:

„Wenn man nur diejenigen Mörder verurteilen wollte, die man auf frischer Tat ertappt, dann würden sie alle entweichen . . .“

Souzier erklärte, daß das Zusammentreffen so vieler Umstände entscheidend wäre. Buthier meinte, daß nichts einen greifbaren, sichtbaren Beweis erzeuge; Durnant, daß der Zufall die Ereignisse häufig auf die merkwürdigste Art vereinige; Mijour, daß die Mörder geschickter als der Zufall wären. Die Diskussion wurde lebhafter. Von Zeit zu Zeit erinnerte einer der Geschworenen an eine vergessene Einzelheit oder stellte eine neue Frage, welche plötzlich den Stand der Waage änderte.

„Sind nur Damhirsche im Walde von St. Germain?“ fragte Klösterli.

„Ich habe nie welche gesehen“, rief Condemine.

„Warum nicht Kamele“, grinst Souzier.

Durnant mußte daran erinnern, daß weder Jäger noch Aufseher die Anwesenheit des Rudels bestritten hätten und versicherte, daß er selbst 1897 einen prächtigen Damhirsch erlegt hätte, und der wog . . .

„mit Kugeln geschossen“, unterbrach Souzier unzufrieden.

„Ja, mit Kugeln in vierzig Meter Entfernung! . . .“ Condemine beharrte darauf, daß es unwahrscheinlich sei, daß der General schon im Gebüsch getroffen worden wäre. Ein Mensch könne nicht weiter gehen, wenn eine Kugel ihn ins Herz getroffen hat. Mit Börnesfalten auf der Stirn erwiderte der Oberst, daß sich in dieser Beziehung

außergewöhnliche Dinge ereigneten. Souzier versicherte, daß die Berichte der Buchhalter „vollkommen klar“ bewiesen hätten, in welchem schlechtesten Zustande sich Vermantes' Geschäfte befanden. Durnant zweifelte diese „Klarheit“ an, denn was ist ungewisser als die Aufnahme von Geschäftsbeständen, besonders unter diesen Umständen?

Mijour mit seinem spitzen Mäuschen pfiff wütend:

„Sie sind viel zu nachsichtig, viel zu sehr . . . Das Ende wird sein, daß wir noch alle in unseren Wohnungen ermordet werden — in unseren eigenen Betten . . .“

Pillon führte wieder Châtel's und Lavau's Aussagen an. Er kannte diese beiden Zeugen: Die Worte d'Entraques, die sie wiederholt hatten, schienen Vermantes' Unschuld vollständig klar zu legen. Er blickte bei diesen Worten den Oberst an. Dieser schien ihm zuzustimmen. Urteilte er mit „nein“, so war der Freispruch durch die Gleichheit der Stimmen gewiß. Nun schlug Condemine, der sich auf seine Taktik etwas zugute tat, vor, das Verdikt so zu gestalten, daß man die Todesstrafe ebenso wie die Freisprechung vermied.

„Auf diese Weise,“ sagte er mit einem Anflug von Ironie, „entgehen diese Herren der Gefahr, von ihrem Gewissen gequält zu werden, und die Justiz hat eine gewisse Satisfaktion.“

Mortara wehrte sich äußerst energisch dagegen, dieses Doppelspiel ging gegen sein anständiges Gefühl und empörte seine Rechtlichkeit:

„Treibt man mit der Wahrheit Schacher?“ rief er. „Bei einer Frage, die eine Tatsache zum Gegenstand hat, gibt es keinen Mittelweg zwischen „Ja“ und „Nein“. Zwischen einem von beiden hat man zu wählen, dazu sind wir hier und jeder muß den Mut haben, nach seiner Ueberzeugung zu handeln.“

„Sagt man einen Zweifel, soll man zugunsten des Angeklagten entscheiden,“ sagte Buthier.

„Nicht, wenn der Zweifel gering ist,“ erwiderte Condemine.

„Erlauben Sie,“ fiel Mortara ein, „ich hege keinen Zweifel, ich habe eine moralische Gewißheit.“

„Ich auch, aber im gegenteiligen Sinn,“ antwortete Souzier.

„Eine moralische Gewißheit genügt, um freizusprechen, nicht, um zu verurteilen,“ sagte Pillon. Und Condemine fügte hinzu:

„Jeder urteilt nach seinen Prinzipien.“

Mijour erklärte, daß er sich Condemines Vorschlag anschließen würde. In seinen Augen verdiente Vermantes zehnmal den Tod, aber schließlich wäre es noch besser, ihn ins Zuchthaus einzusperren, als ihn der Gesellschaft wiederzugeben.

Condemine konnte es sich nicht versagen, hinzuzufügen:

„Deffen schönster Stern er würde.“

„Die Hauptsache ist,“ vollendete Mijour, „daß ein Verbrecher nicht vom Schwurgericht freigesprochen wird und seine Straflosigkeit so noch auf andere ungünstig wirkt.“

Die Hauptsache ist,“ erwiderte Mortara, „daß man einen Unschuldigen nicht ins Zuchthaus oder auf das Schafott schickt.“

„Besser ist es, hundert Schuldige freizusprechen,“ sagte Buthier.

Mijour protestierte wütend:

„Na, das wäre noch schöner, vor allen Dingen kein unbefragtes Verbrechen.“

„Keinen juristischen Irrtum,“ verbesserte Pillon.

„Den gibt es nie,“ entschied Souzier.

In diesem Augenblick richteten sich alle Augen auf den undurchdringlichen Glanz. Sein Blick verstedte sich hinter den gefenken Augenlidern. Seine Züge blieben unbeweglich, seine dicken, behaarten Finger trommelten auf den Tisch. Er hatte sich vorgenommen zu schweigen, und er schwieg, aber seine Meinung mußte er sich schon lange gebildet haben, denn alle Worte glitten wie ein Windhauch an ihm vorbei. Man begann bereits Besprochenes zu wiederholen. Alle Punkte des Prozesses warf man durcheinander und streifte sie flüchtig. Jemandem fragte, aus welcher Fabrik Vermantes' Gewehr gewesen wäre. Dann wurde es plötzlich still; man fühlte, daß alles gesagt war. Souzier, Pillon und Mijour zogen mechanisch die Stimmzettel hervor, andere nahmen Bleistifte oder Füllfederhalter aus ihrer Tasche. Mortara erklärte die Diskussion für geschlossen und man stimmte ab.

(Schluß folgt.)

Der fünfzigjährige Hermann Bahr.

Viele Wandlungen hat Hermann Bahr durchgemacht. Als man sein Bild zuerst sah, glich er einem Pariser Dandy mit seiner schönen, phantastischen Stirnlocke und dem wohlgepflegten spitzen Bart. Sein Aeußeres war schon ein Programm. Heute wallt ihm der Bart lang und grau herab über den Lodenmantel und er sieht aus, wie ein würdiger Patriarch, auch in dieser Haltung ein Programm verkündend. Die blauen, klugen Augenlein aber blicken mit unerminderter Jugend und Aneignungskraft in die Welt. Man ist ein bißchen in Verlegenheit, da man nun zu seinem 50. Geburtstag sein Wesen auf eine Formel bringen soll. Die proteische Wandelbarkeit seines Daseins einziges Gesetz; immer ein Angeregter, dem Moment Hingebener und vom Moment Erfüllter, wirkte er mehr als ein Anreger denn als eine fest umrissene, werteschaffende Persönlichkeit. Es war unmöglich, sich seinem Einfluß zu entziehen, und ebenso unmöglich, das Geheimnis seiner Wirkung zu bestimmen; denn in all seinen Büchern ist Hermann Bahr, und doch nie der ganze Bahr; immer nur ein Teil von ihm, der durch irgendeinen Eindruck in Schwingung versetzt ist. Den wirklichen Bahr, das letzte seines Wesens, hat keiner gesehen. Auch in seinen Dichtungen, die alle einen gewissen Zufallscharakter tragen, ist er nicht. Ich glaube, man kommt ihm am nächsten, wenn man sagt: er ist ein Suchender. Jrgend etwas, das uns allen wichtig ist für unser ganzes Dasein, sucht er mit unermüdlicher Leidenschaftlichkeit. Immer horcht er hinaus, und wo er ein Wort hört, eine Spur sieht, die ihn auf dem Wege zum Unbekannten weiterführt, folgt er, bis ihn ein neues Zeichen lockt.

„Niemand derselbe“, war sein Wahrspruch. Aber eines Tages fällt ihm ein, daß er nun schon bald 50 werde: „Das sieht einen kurios an, erst will man es gar nicht glauben. Und dann denkt man zurück. Und in mir wurde da plötzlich gefragt: Was ist Dir von Dir trennend gelieben? Und indem ich es nachzurechnen begann, vom Kind auf bis zum heutigen Tag, erschrauk ich. Fast unverändert fand ich das Kind, ich fand mich all die lange Zeit immer gleich, vom Kind durch den Jüngling zum Mann, fast unbewegt in allen Veränderlichkeiten, eigentlich doch, wenn auch stets auf eine neue Art, an jedem Tage immer wieder denselben.“ So plaudert Bahr in seinem Buche „Zukunft“, und er faßt seinen Lebensspruch nun so: „Niemand und immer derselbe.“

Was er sucht? Eines seiner ersten Bücher, ein satirisches Drama, hieß: „Die neuen Menschen“. Das ist es, was er gesucht hat: den neuen Menschen, die neue europäische Seele. Dieser Sehnstuch ist er treu geblieben. Sie führt ihn durch tausend Labyrinth, läßt ihn an tausend Pforten klopfen. Er beginnt als Sozialist. Sein Debüt ist eine Anrempelung des Verfassers der „Ausichtslosigkeit des Sozialismus“ unter dem Titel „Die Einheitslosigkeit des Herrn Schäffle“. Aber sein weiterer Weg führt ihn vom Sozialismus ab zu einem individualistischen Anarchismus. Er glaubt nicht, daß aus unserer Bürgerwelt sich die neue Gesellschaft, die neue Menschheit gebären könne. „Es ist nichts mit den Bürgern in der großen Freiheitsbewegung unserer Tage, heißt es in den „neuen Menschen“, sie werden immer zu Verrätern, so ehrlich sie es auch meinen mögen. . . . Erst aus den neuen Verhältnissen werden die neuen Menschen entstehen.“ In Paris lernt er den romantischen Desillusionismus, den Kult des Ich kennen, der die enttäuschte Jugend der Bürgerkrieger damals beherrschte und in einer fabelhaften impressionistischen Nervenkunst ihren Ausdruck suchte. Hier, in der Gefolgschaft Maurice Barrés', sieht er das Volk der neuen Europäer heraufkommen, und er beißt sich, ihr Werk in Deutschland zu verkündigen. Dereinst, schreibt er, würde man vielleicht sehen, wie deutlich schon in meinen Werken die Spuren dieser Zukunft sind, und mein Verdienst der Vorempfindung wäre groß.“ Aber er setzt auch hinzu: „Aber es ist auch möglich, daß es nur eitle und leere Marotten sind, die verschäumen“. Von diesem Standpunkt aus hat er von „der Ueberwindung des Naturalismus“ und „Die Kritik der Moderne“ geschrieben, und von Paris bringt er den Roman des enttäuschten Nervenmenschen, die kühne, impressionistische Dichtung „Die gute Schule“ heim. Dann entdeckt dieser Pariser die Heimat: Wien. Und er beginnt die große, nicht immer heilsame Tätigkeit eines Wiener Kulturkämpfers. Ein Jahrzehnt wirkt er als Kritiker an der Wochenchrift „Zeit“ und am „Neuen Wiener Tageblatt“. Wahrschöpferische Werke leiden immer unter einem Mangel an letzter schöpferischer Notwendigkeit. Er sagt selbst: „Jeder gesteht, daß ich etwas bin, aber niemand weiß, wie ich das eigentlich verdiene. Keiner zweifelt an mir, aber alle sind durch die übliche Frage verlegen: also was soll man denn von mir lesen? Und ich bekenne: ich bin es heimlich selber oft. Ich habe ja in der Tat kein Buch, kein Stück, wo die andern mich fänden.“ Aber als Anreger, als Journalist ist er durchaus berufen. Seine nervöse Beweglichkeit, seine Einfühlungsfähigkeit, seine Erregbarkeit durch den Moment sind Gaben, die ihn fähig machen, wie kein zweiter den leisesten Schwingungsveränderungen der Atmosphäre den Augenblicksausdruck zu geben, und es wird tatsächlich seine beste Kunst, den fliehenden Geist der Zeiten in ein Feuilleton zu fassen. Er wird der Chronist des modernen Geistes, stets voll innerlicher Anteilnahme und höchster Reizbarkeit. Seine gesammelten Kritiken: Renaissance, Wiener Theater, Bildung, Rezensionen, Glossen usw. verzeichnen getreu und lebendig alle Temperaturveränderungen im kulturellen Leben der letzten

zwanzig Jahre. Manchmal ist er bewußter Schauspieler, voll rebellischer Lust an der Verblüffung; aber immer weiß er ein Wort zu sagen, das wertvolle Gedankenketten im Leser anklingen läßt. Und immer sieht er die Dinge neu. Mit der Freude des erstauerten Entdeckers tritt er vor sie hin, und berichtet so, aus dem Erregungsmoment heraus, von ihnen. Alles wird bei ihm zur Entdeckung.

Wien, Oesterreich wird nun die eigentliche Domäne Bahrs. Ihn lockt diese Stadt als ein neues „Abenteuer seiner ereignisreichen Kerben“, und vor allem lockt ihn die Welt des Scheins: das Theater. Er schreibt seine wüthigen Gesellschaftsstücke und seine Theaterkomödien „Star“, „Tschaperl“ und den Roman aus der Komödiantenatmosphäre „Theater“. Und nun sucht er den neuen Menschen in Oesterreich, das neue Oesterreich.

Das ist nun der weise Bahr; nicht mehr der, den sie einstens scherzweise Bahrbey de Bahrbarros nannten, der Wiener Gallier; allerdings auch hier immer der Mann von Uebermorgen mit der leidenschaftlichen Unruhe des Suchers. Es ist der Bahr mit dem wallenden Patriarchenbart. Mit der dramatisierten Lebensgeschichte des österreicherischen Dialektdichters Stelzhamer hub das an. Fernernd bekämpft er die herrschende Nation der Posträte, das Bureaucratensystem, das die Kräfte der Nation niederhält, und er ruft die Jugend zum Sturm. In Komödien wie „Apostel“ und „Arampus“ und in dem Roman „Drut“ zeichnet er die Welt der Tagespolitiker mit bitterer Satire, und er mahnt die kommenden Generationen: „Habt den Mut zu Oesterreich! Oesterreich ist noch nirgends, als in unserer Sehnsucht und in unserer Zuversicht. Tief in den arbeitenden Menschen versteckt ist Oesterreich. Eine junge Jugend muß kommen, es zu heben.“ Erst das Proletariat wird den Traum vom neuen Oesterreich erfüllen. Das demokratische Ideal predigt er: „Die Bewährung, Erfüllung, Vollendung eines jeden durch Erlösung von sich selbst, durch Hingebung seiner selbst, die Entdeckung des Menschen durch Entselbstung.“ Dies ist seine Menschheitssehnsucht: „Den Geist mit unserer Natur einzustimmen. Dieser ungeheure Drang nach Freiheit will: endlich einmal zur gewalttham verleugneten, aber eben dadurch nur immer noch leidenschaftlicher ausstehenden Natur, zur wirklichen Natur des Menschen kommen, um aus ihr dann einmal, nicht gegen sie, den Geist zu formen.“

Der weise Bahr! Es ist merkwürdig: man glaubt ihm seine Weisheit nicht recht, und es ist eigentlich nicht zu denken, daß dieser Bewegliche nun wirklich in die einsiedlerische Höhe des Alters hinaufgestiegen sein sollte, um von dort die Menschheit mit feierlichen Sprüchen zu erbaun. Man fürchtet sich, etwas Endgültiges über diese seltsame Persönlichkeit zu sagen; denn morgen könnte es schon nicht mehr wahr sein. Ihn so schwer zu nehmen wie Willi Handl in seinem etwas Wienerisch rhetorischen Essay (S. Fischer, Berlin), kann man sich nicht entschließen. Und um ihn einfach abzutun, etwa mit einem Witzwort über das Boserhafte, das ihm manchmal anhaftet, ist die Wirkung seiner Persönlichkeit zu groß. Vielleicht entdeckt er sich an einem Morgen selber einmal und schreibt uns einen frischen, flotten, instruktiven Essay über Hermann Bahr, der uns aus aller Verlegenheit herausreißt.

* * *

Bahr wurde geboren am 19. Juli 1863 zu Linz an der Donau als Sohn eines Notars. Ueber sein Leben unterrichtet eine autobiographische Skizze zu dem schönen zusammenfassenden Hermann Bahr-Buch, das der Verlag S. Fischer soeben herausgab. Von seinen dichterischen Werken verdienen am meisten Beachtung die Romane „Die gute Schule“, „Theater“, „Die Wahl“, „Drut“ und „O Mensch“ und die Gesellschaftskomödien „Konzert“, „Das Tänzchen“ und „Das Prinzip“.

Das Geld.*)

Von Hermann Bahr.

Ich konnte schon als Kind Geld nicht leiden. Es gab damals noch die großen schweren biden abgegriffenen alten Vierkreuzerstücke, Baken genannt, mir graute, sie zu berühren, weil sie so schmierig waren, mich ekelte, wie vor widerlichen schleimigen Tieren, Kröten oder Würmern, und ich riß mir immer vor Angst und Haß die Finger von der Befudelung wieder rein. Man lachte mich aus und ich bemühte mich selbst gegen das Gefühl, ich sagte mir selber vor, daß es albern wäre; jetzt weiß ich erst, wie recht das Kind empfand.

Später dann, bei den ersten Blicken ins Leben der Menschen, erkannte ich gleich, daß Taten oder Werke um des Geldes willen getan, nichtswürdig sind und daß sich entmenscht, wer etwas um des Geldes willen tut. Doch ließ ich mir damals noch lange nicht einreden, es mühten Taten oder Werke zu finden sein, die ich um ihretwillen oder um meinetwillen tun könnte und die mir aber dennoch, obwohl also nicht durch Geld hervorgerufen, nebenbei Geld einbringen könnten. Es dauerte lange, bis auch dieser Selbstbetrug durchschaubar war und ich sah, daß das Geld auch eine zurückwirkende Kraft hat: es spricht sein Gift weit ins Vergangene zurück und auch reinen Herzens gewollte, um ihrer selbst willen vollbrachte Taten oder Werke werden entehrt, wenn sie, noch so spät, Geld berührt.

Dies macht unsere Zeit so grauenhaft: wer Brot backt, Recht spricht, Kranke heilt, der Krieger, der Künstler, der König, was immer einer auch ist und tut, keiner meint das, was er ist und tut, sondern er meint das Geld, das es ihm bringt; der Bäcker meint nicht das Brot, der Richter nicht das Recht, der Arzt nicht den Kranken, und nicht den Krieg und nicht die Kunst und nicht die Krone, es ist ihnen allen nicht um das zu tun, was sie tun, sondern alles, was sie tun, tun sie bloß um des Geldes willen und was immer sie tun, sie meinen alle damit nur immer das Geld. Das Brot aber, das mit solchen nach Geld ungeduldigen Händen gebaden wird, spürt, daß es nicht zum Brot, sondern zum Geld gebaden wird, und so wird das Brot zu Gelde und schmeckt nach Gelde. Und unsere ganze Welt spürt, daß sie bloß zum Geld betrieben wird, und unsere ganze Welt schmeckt überall nach dem Gelde.

Der Bäcker ist wenigstens aufrichtig: er gesteht sich ein, daß er beim Backen nicht das Brot meint, sondern das Geld, daß Geld gebaden wird, nicht Brot. Schlimmer steht mit dem Richter und mit dem Arzt: die geben nicht zu, daß auch sie nur das Geld meinen und daß das Recht und der Kranke nur Mittel zum Zwecke sind, zum Gelde. Wenn sie aber morgen nicht mehr dafür bezahlt würden, für das Recht, das sie sprechen, für den Kranken, den sie heilen, wie viele von allen blieben noch Richter oder Ärzte? Wenn sie Geld genug hätten, ohne erst Recht sprechen und Kranke heilen zu müssen, wie viele würden dann auch nur noch einen Tag lang fortfahren, Recht zu sprechen und Kranke zu heilen? Aber auch diese, wenn sie gleich von sich sagen dürfen, daß sie nicht um des Geldes willen Recht sprechen und Kranke heilen, bewirken doch heute damit Geld, und wenn ihr Tun auch nicht auf Geld zielt, erzielt es doch Geld, ihr Tun geht nicht auf Geld aus, aber auch ihr Tun kommt aufs Geld hinaus; was einer auch beginnen und wie er sich dazu verhalten mag, es wird immer heute nichts als Geld gemacht, es kommt nichts zustande als Geld. Der reinlichste ist heute verhältnismäßig noch der Börsenmensch, der unmittelbar am Gelde selbst hantiert; er heuchelt wenigstens sich und den anderen nichts vor.

In meiner Jugend war's mir unerträglich, bezahlt zu werden. Ich wünschte mir, so viel Geld zu haben, daß ich unentgeltlich arbeiten könnte; dann hätte ich mit Freuden gearbeitet und ich versprach dem Schicksal, gern doppelt so viel zu arbeiten, wenn ich es nicht mehr nötig hätte, um Geld zu arbeiten. Es ist das natürliche Gefühl des unverdorbenen Menschen, daß er nach seiner Kraft leistet, nach seinem Bedürfnis empfangen, aber nicht dafür, daß er leistet, empfangen, nicht um zu empfangen, leisten will. Der Gedanke, für eine Tat oder ein Werk entlohnt zu werden, verleidet ihm jede Tat und jedes Werk; der Gedanke, daß er damit bezahlt wird, verleidet ihm, was er empfängt. Deshalb versuchen die Menschen auch immer wieder sich darüber zu betrügen und es sich zu vertuschen: Der Richter kassiert nicht vom Dieb, den er verurteilt hat, seinen Lohn ein, der Krieger liefert nicht den getöteten Feind ab, um ihn in Geld umzutauschen, sie werden nicht stückweise bezahlt, sie verdingen sich lieber im ganzen, ihre Tätigkeit wird pauschaliert, um es ihnen weniger empfindlich zu machen, daß in unserer Zeit alles nur um Geld geschieht. Wir wollen es uns wenigstens nicht merken lassen, so viel Scham ist uns doch noch geblieben. Ich zähe vor, wir trieben es offen und der Reichskanzler müßte nach jedem diplomatischen Sieg, der Pfarrer gleich nach der Predigt, der Dichter, wie der Vorhang fällt, selber mit dem Klingelbeutel absummeln gehen, damit kein Zweifel bleibe, wofür heute gefiegt, gepredigt und gebichtet wird.

Jede Tat, jedes Werk, von wem immer und welcher Art immer, wird heute auf den Markt gebracht und endet in Geld. Nichts bleibt davon als eine Ziffer. Und diese Ziffer bestimmt den Wert der Tat, des Werks, von wem immer und welcher Art immer. Nicht der Täter gilt, noch die Tat gilt, nur was davon zu Geld wird, gilt. Alles Menschenleben besteht am Ende nur noch aus Zahlenreihen. Was hilft's, wenn einer sich noch so reinen Willens gelobt, nichts um Geld zu tun? Was er tut, verwandelt sich ihm in der Hand doch immer wieder zu Geld und nichts als Geld bleibt schließlich davon zurück. Hast du kein Geld, so mußt du für Lohn dienen und kannst nicht dein eigen sein, nicht deine Tat tun; hast du Geld, so hat es dich, denn Geld ist ein ungetreuer Knecht und schlägt seinen Herrn, es nimmt dir wieder deine Tat und wieder bist du dein eigen nicht; wie wir uns auch wenden, wir können uns nicht entwinnen, Geld erzwängt uns.

Was ich in der Geschichte der Menschheit erblicke, kann ich nur verstehen, wenn ich annehme, daß es Zeichen einer neuen Menschenart sind. Wenn es diese hervorzubringen gilt, hat alles erst einen Sinn. Sonst ist es ein Chaos, wenn ich es nicht auf diese Menschenart beziehe, auf das innere Gesetz der Menschheit, das immer in ihr wirkt, aber in der Vergpredigt zum erstenmal ausgesprochen worden ist. Alles Chaos aber, aller Widerstand gegen das Gesetz, alle der Form der Menschheit widerstrebende Kraft, alle Ungehalt, alle Finsternis ist im Gelde zusammengeballt. Das Geld ist der Antichrist und solange wir den Fluch des Geldes nicht zerreißen, können wir nicht zu Menschen werden und all unsere Sehnsucht bleibt Wahn. Dies hat mir mein Leben erbracht, anderen mag andere Wahrheit erwachsen, meine bleibt: Entscheide dich und wähle, Geld oder Gott!

*) Aus dem bei S. Fischer verlegten Hermann-Bahr-Buch.

Studentenleben vor 100 Jahren.

Ein farbenreiches Bild Alt-Heidelberger Studentenlebens bietet der erste Teil der Lebenserinnerungen von C. H. Alexander Pagenstecher, die ein Enkel des Autobiographen Dr. Alexander Pagenstecher in den Voigtländers Quellenbüchern veröffentlicht. Der junge Student, der an der Gründung der Burschenschaft regen Anteil nahm, kam im Jahre 1816 nach Heidelberg, sondern sich aber bald von den Vertretern des „ledernen Kauf- und Saufkomments“, die damals noch zahlreich in Plausch und Kanonen, mit Bullenbeißern und kolossalen Pfeifenquasten herumstiegen. Wie der ganze Kreis, in den er eintrat und aus dem sich unter der Führung Adolfs Follens die Heidelberger Burschenschaft entwickelte, lebte und webte er im Geiste deutsch-patriotischer Romantik. „Die Romantik hatte in Heidelberg gefeiertem Bezirk, innerhalb des Zauberkreises von lustigen Verggipfeln, duftigen Talschluchten, sonnenbeglänzten Abhängen, stolzen Vergträummern und an den ewig rauschenden Wellen des grünen Stromes mein ganzes Herz mit einem Schlage erobert. Die Staffage dieses Paradieses, die Schar lieblicher Mädchen, die es belebte, war ganz geeignet, mich hier unaufhörlich zu fesseln.“ Eine besondere Anregung erhielt das damalige Heidelberger Leben durch Hegel, dessen Philosophie die „Schwarzen“, wie sich die Patrioten wohl mit einem Nachklang an Litows schwarze Jäger nannten, zwar gegen die Fächte zurücksetzten, der sich aber allmählich eine große Anhängerschaft unter den Studenten erwarb. „Hegels Aeußere hatte in der Tat nichts Anziehendes“, so schildert ihn Pagenstecher. „Alles an ihm war unförmig, disharmonisch. Sein Schädel dick und knollig, das Gesicht hängend, faltig, das Auge zwinkernd, leblos, die Gestalt des Körpers breit und sitzengefließen, der Gang watschelnd, die Sprache undeutlich, launend, durch häßliches Schwäbeln entstellte. Sein Vortrag war überdies unzusammenhängend, in herbogestohlenen Einzelsätzen durch eine Unmasse neugebäckerter Ausdrücke und Wendungen verunstaltet und dadurch ungenießbar, wie mir, absolut unfassbar. Und doch übte er auf den damals noch kleinen Kreis seiner Zuhörer eine fesselnde Kraft. Bei mir war es zunächst nur der gute Glaube, daß hinter diesem Gallimathias etwas Stecken müsse, und der feste Wille, das zu ergründen, was mich an seine Vorlesungen bannte. Dazu kamen die wöchentlichen Disputationen, worin von uns unter Hegels Leitung das Gehörte durchgesprochen und, mehr und mehr, auch für mich, in verständliches Deutsch überetzt wurde.“

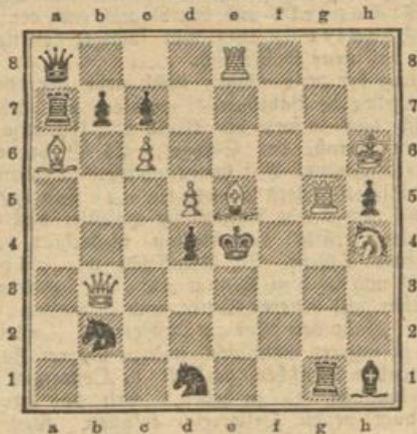
Begann so Hegel seine Eroberung der deutschen Geisteswelt, die ihren Höhepunkt allerdings erst während seiner Berliner Tätigkeit erreichte, so wurde H. L. and zum Lieblingsdichter der jungen Studenten. Viele seiner Dichtungen wurden handschriftlich verbreitet und leidenschaftlich gelesen. „Darin gehörten namentlich seine politischen Gedichte, und die gleiche Bestimmung des Dichters für die politische Größe und Freiheit des Vaterlandes trug nicht wenig zu der begeisterten Aufnahme, seiner auch ohne diese Beimischung unsterblichen Werke bei, während es andererseits in unserem Dogma begründet war, daß Goethe als politischer Apathiker unserer vollen Liebe nicht würdig sei.“ Als man dann freilich H. L. and persönlich kennen lernte, war die Enttäuschung groß. „Seine Erscheinung war eine slichtige und ungenügende, er war trocken und misgütig. Zuletzt las er das Manuskript seines „Ernst, Herzog von Schwaben“, und zwar so ausdruckslos und mit so widerwärtig schwäbelndem Akzent, daß das wenigstens in einzelnen Partien schöne und erhabene Gedicht uns nur zu langer Weile gereichte. Wir schwiegen über den Mann und suchten das Unvorteilhafte seiner Persönlichkeit in dem Reiz seiner Dichtungen baldmöglichst zu versenken.“

Doch diesem begeisterten Schwärmen und ersten Denken der studentischen Jugend, wie es sich unter den Heidelberger Burschenschaftler entfaltete, schlug bald die Schicksalsstunde. Eine ungeheure Katastrophe brach über das Studentenleben Deutschlands herein, hervorgerufen durch die Ermordung Kobebues durch Sand. So sehr Pagenstecher die Tat verabscheut, so kam er sie doch aus der damaligen Stimmung erklären. „Kobebue war in unseren Kreisen eine systematisch gehaßte Persönlichkeit... Den Gemordeten bedauerte fast niemand, für den jugendlichen Mörder dagegen, wenn auch seine politischen Motive nicht so erkannt und gefeiert wurden, wie derselbe erwartet haben mochte, regte sich bald allgemeines Mitleid und Teilnahme. Dazu kam noch, daß er unmittelbar nach der Tat sich den Dolch in die Brust gestochen hatte, was ihm denn in Wahrheit den Nimbus eines Märtyrers verlieh.“ Sand war den Heidelbergern vorher nur wenig bekannt gewesen. „Bei dem Wartburgfeste, im Oktober 1817, hatte auch er mißliebige Bücher verbrennen helfen. Seither hatte ich nichts mehr von ihm gehört. Wenige Tage aber vor seiner blutigen Tat war ein Brief von ihm an einen seiner hiesigen Freunde eingetroffen, worin er in mysteriösen Ausdrücken von großen Aufgaben und großen Opfern sprach und der uns zwar ahnen ließ, daß etwas Außergewöhnliches im Werke sei, ohne doch irgend eine nähere Andeutung dessen, was geschehen sollte, zu enthalten.“ Dennoch wurde Pagenstecher wegen Beteiligung an Sands Verbrechen angeklagt, weil er einen Brief, den Sand kurz vor seiner Tat an seine Mutter geschrieben hatte, der Offenlichkeit übergab, und revolutionärer Ideen verdächtig war. Drei Wochen saß er höchst vergnügt als Staatsgefangener im Heidelberger Karzer und

wurde dann gegen sein Ehrenwort, die Stadt nicht zu verlassen, wieder freigegeben, ohne daß ihm jemals ein Urteil oder eine Mitteilungs über das Ergebnis der Untersuchung zugegangen ist.

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin, B. Marin.



2+ (199-690 7)

Preisaußschreiben. (Die Schachpresse wird um weitere Verbreitung gebeten!) Wir schreiben hiermit ein Turnier für zweizügige und direkte Originalprobleme unter folgenden Bedingungen aus: 1. Die Bewerbung steht jedermann mit einer beliebigen Zahl von Problemen und Positionen frei. 2. Schlusstermin ist für Europa der 31. Dezember 1913 und für überseeische Länder der 1. März 1914, bis wohin die anonymen Sendungen in der Redaktion einzutreffen haben. 3. Adresse: „Redaktion des Vorwärts“ (Schachspalte), Berlin SW. 68“. Jedes Problem ist, auf Diagrammen bezeichnet, in drei Exemplaren beizulegen, die mit einem kurzen Motto zu überschreiben und auf der Rückseite mit der Lösung zu versehen sind. Für jedes Motto muß ein versiegeltes Kubert, das Namen und Adresse des Komponisten enthält, beiliegen. 4. Vom Momente des Eintreffens sind die Probleme Eigentum des „Vorwärts“, der sie in seiner Schachspalte nach Gutdünken veröffentlichen darf. 5. Sieben Geldpreise: 40, 30, 25, 20, 15, 10 und 5 Mark. Wenn auch die Rangierung der Probleme, wie üblich, nach der Qualität der einzelnen Probleme geschehen wird, so gelten doch die Geldpreise nicht etwa den Problemen, sondern nur den Komponisten, so daß kein Bewerber mehr als einen der erwähnten Geldpreise bekommen kann. Die Zahl der „ehrenden Erwähnungen“ hingegen ist dem freien Ermessen des Preisrichterkollegiums anheimgestellt. 6. Preisrichter sind die Meister D. Przepiora und R. Teichmann. Bei Meinungsverschiedenheiten ist Dr. E. Lasker Obmann. Das Preisrichterkollegium wird nach Rangierung und Numerierung sämtlicher Probleme seine Entscheidung der Redaktion möglichst bis zum 1. Mai 1914 bekannt geben. Sie tritt in Kraft binnen einem Monat von dessen Veröffentlichung, insofern bis dahin aus dem Publikum keine stichhaltigen Einwendungen in bezug auf „Korrektheit“ und „Originalität“ der Probleme einlaufen. Im letzteren Falle scheidet das zu Recht angefochtene Problem aus mit entsprechendem Vorrück der nach ihm kommenden Nummern. 7. Nach dem 15. Juni 1914 werden die versiegelten Kuberts durch die Redaktion geöffnet und die Preise alsbald versendet. 8. In allen hier nicht vorhergesehenen Fällen wird nach Treu und Glauben, wie üblich, gehandelt werden.

Philidor's Verteidigung. (Unlängst durch Briefwechsel gespielt.)

- | | |
|-----------------------------------|--------------|
| C. Belhing | Riemzowitsch |
| 1. e2—e4 | e7—e5 |
| 2. Sg1—f3 | d7—d6? |
| 3. d2—d4 | ..... |
| Etwas stärker ist sofort 3. Lc4! | ..... |
| 4. | Sg8—f6 |
| 5. Lf1—c4 | ..... |
| Ueblicher und stärker ist 4. Sc3. | ..... |
| 4. | Sf6×e4 |
| 5. 0—0 | ..... |
| Auf 5. de5 folgt 5. e6! mit | ..... |
| Ausgleich. | ..... |
| 5. | d6—d5 |
| Es sollte 5. Lc7! gesehen. | ..... |
| 6. Sf3×e5! | d5×c4 |
| Vorsichtiger war Lc8—e6. | ..... |
| 7. Tf1—e1 | Sb8—c6 |
| 8. Se5×c6 | b7×c6 |
| 9. Te1×e4! | Lf8—e7 |
| 10. Lc1—g5! | Lc8—e6 |
| 11. Lg5×e7 | Dd8×e7 |
| 12. c2—c3 | ..... |

Wenn Weiß den Positionsvorteil aufrecht erhalten will, so darf er De7—b4 nicht zulassen.

- | | |
|---|---------|
| 12. | Ta8—b8? |
| Vorzuziehen war 0—0 nebst evnt. Dd6, dann Lc6 mit Spiele. | ..... |
| 13. Sb1—a3! | Tb8×b2 |
| 14. Sa3×c4 | Tb2—b5 |
| 15. a2—a4 | Tb5—d5 |
| 16. Sc4—e3 | Td5—d8 |

Man sieht, daß Schwarz seit seines Zuges Nr. 12 eigentlich nur einen Zug (Ta8—d8) gemacht hat, während der Gegner volle vier gezogen hat! ...

- | | |
|--------------------------------------|--------|
| 17. f2—f4 | g7—g6 |
| 18. Dd1—f3 | 0—0 |
| Auf 17—f5 folgt Te5 nebst evnt. Te1. | ..... |
| 19. f4—f5 | g6×f5 |
| 20. Df3—g3! | Kg8—h8 |
| 21. Dg3—e5! | Kh8—g8 |
| 22. Se3×f5 | De7—g5 |
| 23. Te4—g4! | Dg5×g4 |
| 24. Sf5—e7+ | ..... |